

Rudolf Steiner

«Pharisäer». Komödie in drei Akten von Clara Viebig

Erstveröffentlichung: Magazin für Literatur 1899, 68. Jg., Nr. 43 (GA 29, S. 348-351)

Besprechung anlässlich der Uraufführung in Bremen

Ein echtes Gegenwartsdrama hat Clara Viebig mit ihren «Pharisäern» geschaffen. Es ist darin alles Gegenwart. Die Charaktere sind durchaus aus dem sozialen Milieu der Gegenwart erwachsen; der Stoff mit seinem erschütternden Konflikte ist in dieser Form ganz aus dem Leben genommen, das den absterbenden Kulturströmungen der Gegenwart angehört; und so recht gegenwärtig ist die künstlerische Empfindungsweise und Darstellungsart der Verfasserin, die mit einer durchdringenden Beobachtungsgabe feinstes Gefühl für dramatische Beweglichkeit verbindet, mit scharf-realistischer Charakteristik der Personen und Vorgänge ein stilvolles Kompositionstalent.

Diese standesstolze, allen feineren und natürlichen Empfindungen gegenüber brutale, dabei bigotte und auf starre Formen haltende Frau Rittergutsbesitzerin ist ein Geschöpf, das in jedem Zuge Wirklichkeit zeigt; ihr Mann, der Schwächling, stellt uns den echten Repräsentanten eines dem Verfall entgegengehenden Standes, einer in den Grundlagen des Seelischen angefaulten Gesellschaftsklasse dar. Neben den beiden steht eine Tochter, eines von jenen Geschöpfen, die aus sich heraus mitten in einer grundverdorbenen Umgebung Wahrheit und Adel des Herzens wiedergefunden haben, die zeigen, dass das Absterbende aus sich heraus immer wieder Zukunftskeime schafft. Den dreien gegenüber tritt

[349]

der Inspektor Hobrecht, ein fähiger, strebsamer Mann, eine im schönsten Sinne ehrliche, tüchtige Natur. Er verwaltet das Gut des faulen, unfähigen Brotgebers, aber er geht nicht in die Kirche. Der Gutsherr ist ungemein froh, diese vortreffliche Kraft auf seinem Besitztum zu haben. Denn er wäre, wenn es auf ihn allein ankäme, zu bequem, sich nach einer neuen Persönlichkeit umzusehen. Aber seine Frau. Wie kann sie auf ihrem Gute einen braven, tüchtigen Menschen dulden, der nicht zur Kirche geht! Die Tochter jedoch erwidert aus voller Seele die Liebe, die ihr dieser Mann entgegenbringt. Und so gewiss es den beiden erscheint, dass der Augenblick, in dem die Eltern des Mädchens etwas von dem Liebesverhältnis erfahren werden, auch zugleich derjenige sein wird, in dem sie es mit aller Macht zu zerstören suchen werden, so gewiss ist es ihnen, dass sie sich niemals trennen lassen werden. Die große Kraft der Charakteristik Clara Viebigs tritt uns so recht entgegen in einer alten Frau, die im Hause des Gutsbesitzers das Gnadensbrot «genießt». Sie war früher Haushälterin und wird «Tante Fritzchen» genannt. Sie ist blind, schwerhörig, gottesfürchtig und abergläubisch. Das Stübchen, das man ihr zur Verfügung gestellt hat, ist ungesund. Die Schweineställe sind in unmittelbarer Nähe, und die Ratten sind tägliche Gäste der alten Person, die so belohnt wird für die treuen Dienste, die sie dereinst in dem Hause ihrer Herren geleistet hat. Die Tochter des Hauses teilt der guten Frau immer den Inhalt der Predigt mit. Auch die Herrschaft lässt sich, wenn sie Anwendungen besonderer Hochherzigkeit und Leutseligkeit hat, herbei, in das gräuliche Stübchen zu gehen und mit der Alten ein paar «gütige» Worte zu sprechen. Diese Herrschaft heuchelt eben «in der Furcht des Herrn». Mit großen, ungemein ausdrucksvollen Farben und Strichen ist diese alte Frau gemalt. Ihr Aberglaube bringt die Lösung des Konfliktes. Man hört immer etwas des Nachts, etwas Unheimliches im Hause, und «Tante Fritzchen» kann das nicht anders deuten, als dass der «Böse» sein Unwesen treibt. Die fromme Frau Gutsbesitzerin ruft dann den Freund des Hauses, den vertrottelten Pastor Hobrecht herbei, um mit dem Bösen zurechtzukommen. Aber es zeigt sich, dass die Tochter des Hauses nächtlich mit dem Manne ihres Herzens

[350]

zusammentrifft». Tante Fritzchen kostete diese nächtliche Beschwörung des «Bösen» das Leben. Sie stirbt unter dem Eindruck, den das Ereignis auf sie macht. Diese Sterbeszene ist von tiefer Wirkung und von ergreifender Wahrheit. Für die heuchlerischen Gutsbesitzersleute gibt es nur eines: die Tochter von ihrer Wahnidee kurieren und den Skandal vermeiden. Zu diesem Zwecke wird die zweite Tochter und deren Mann, der Landrat Dr. Wiegart, herbeigerufen. Das ist der «rechte» Mann, der das praktische Leben kennt, der die Standesehre zu schützen und alles zu unterdrücken versteht, was öffentliches Ärgernis erregen könnte. Er findet sogleich das Rechte. Den wahnwitzigen Liebhaber fertigt man mit Geld ab; der Geliebten lügt man vor, dass der Mann nichts wollte, als sie in Kauf nehmen, um so ihren Besitz an sich zu bringen, und dass er sich die holde Angebetete um schnödes Geld abkaufen lässt - Und sollte etwa gar - das Verhältnis Folgen haben: nun, der «Herr Landrat» ist eben dabei, ein Findelhaus zu gründen, in dem mancherlei Kinder von mannigfaltiger Herkunft untergebracht werden können. Im Hause des Gutsbesitzers ist man sofort einig darüber, dass man Ansehen und «Ehre» durch diese «kluge» Idee des Herrn Landrat retten könne; aber der Verlogene vergisst gewöhnlich eines, dass es Leute gibt, für welche die Wahrheit noch etwas ist. Und der ehrliche Verwalter erweist sich ebenso standhaft in der Ablehnung jeglichen Judaslohnes wie seine Geliebte in ihrem Glauben an seine Wahrhaftigkeit und Ehre.

In tief zu Herzen dringender Art schließt das Drama mit dem Finden der beiden Menschen aus Heuchelei und Vorurteil heraus. Das Drama hat den Vorzug wahrer dramatischer Kunstwerke: es trägt den Stempel der Aufführbarkeit in jeder Szene an sich. Es erhebt sich turmhoch über die meiste dramatische Produktion der Gegenwart. In Bremen hat es nun die Feuerprobe bestanden. Ob es in Berlin und an andern großen Theatern in dieser Saison noch aufgeführt werden wird, das dürfte davon abhängen, ob es Theaterdirektoren gibt, die die notwendige Initiative haben, von sich aus zu einem Drama «Ja» zu sagen. Dazu gehört ja vielleicht etwas mehr, als zu wissen, dass Autoren, die früher «gezogen» haben,

[351]

auch weiter ziehen werden. Aber ohne solches Mehrwissen wird denn doch unser gegenwärtiger Theaterzustand nicht von einem allerdings recht wünschenswerten neuen abgelöst werden.